

Zitierhinweis

Becker, Thomas: Rezension über: Trude Maurer, "...und wir gehören auch dazu". Universität und "Volksgemeinschaft" im Ersten Weltkrieg. 2 Bde., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2015, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 2017, 2, S. 319-321, DOI: 10.15463/rec.1699300044

First published: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 2017, 2



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinaus gehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Einrichtungen der autoritären Jugendfürsorge im heutigen Sachsen-Anhalt. Dadurch gelingt es ihm, auch eher unbekannte und vergessene Heime und Jugendwerkhöfe – besser „Kindergefängnisse“, wie Marten ein Opfer dieses Systems bereits im Titel seines Buches zitiert – in das Bewusstsein zu heben. Die rigiden Bedingungen, die dort herrschten, und Ausschnitte aus dem Alltag illustriert Marten durch Fotos und Dokumente. Opfern gibt er zudem einen Wegweiser zu Beratungsstellen und zur Unterstützung an die Hand.

Martens regional angelegte Studie ist ein wichtiger Mosaikstein für das Gesamtbild der autoritären Jugend-„Fürsorge“ im SED-Staat. Der Autor leistet damit einen kleinen, aber verdienstvollen Beitrag zur Aufarbeitung des Unrechtsstaates DDR.

MARC-DIETRICH OHSE
Hannover

VSWG 104, 2017/2, 319–321

Trude Maurer

„... und wir gehören auch dazu“. Universität und ‚Volksgemeinschaft‘ im Ersten Weltkrieg

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2015, 1.214 S., 130,00 €.

Was an diesem in vielfacher Hinsicht bemerkenswertem Buch zunächst auffällt, ist der ungewöhnliche Umfang: Mehr als 1.200 Seiten für eine Monographie über ein begrenztes historisches Geschehen – das ist in Deutschland ungewöhnlich. Keineswegs ist es so, dass hier unterschiedliche Aspekte die Aufteilung auf zwei Bände nahegelegt hätten, vielmehr hat die Autorin so viel zu sagen, dass es nicht in einen einzigen Bucheinband gepasst hätte. Und das ist gut so. Maurers Buch bietet so viel an Information und Reflexion, dass jede Kürzung von Übel gewesen wäre.

Entstanden ist das Buchprojekt aus einem Ansatz, der in der geplanten Weise nicht zum Erfolg geführt hatte. Maurer hatte mit fünf Kollegen aus Estland und Russland eine vergleichende Studie zu deutschen und russischen Universitäten im Ersten Weltkrieg geplant (S. XI, XIII). Die Ergebnisse wurden in zwei Sammelbänden auf Deutsch und Russisch publiziert. Doch dafür wurde der Fokus stark erweitert, denn der direkte Vergleich des Verhaltens der deutschen und der russischen Universitätsangehörigen brachte nicht genug Vergleichspunkte. „Tatsächlich war die Beteiligung von Universitätsangehörigen an der Kriegsführung im internationalen Vergleich aber so gering, daß Rußland allenfalls als (fast leere) Kontrastfolie zum vielfältigen Engagement deutscher Studenten und Dozenten getaucht hätte“ (S. XI). Dabei fiel jedoch auf, dass auch die deutschen Universitäten, die doch vermeintlich so gut untersucht waren, mit Blick auf den Ersten Weltkrieg – sieht man von der Kriegspublizistik der deutschen Professoren ab – bisher durch keine systematische Studie analysiert wurden (S. 3 f.).

Maurer untersucht die Verhaltensweisen von Studierenden und Lehrenden der deutschen Universitäten an drei Beispielen: der größten und bedeutendsten deutsche Universität der damaligen Zeit, der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, die sie mit der traditionsreichen, 1607 gegrün-

deten Ludwigs-Universität (heute Justus von Liebig-Universität) Gießen und mit der damals als moderne Neugründung anzusehenden Reichsuniversität Straßburg vergleicht. Sie kategorisiert sie als „Hauptstadt – Provinz – Grenze“.

Nun kann man auf zweierlei Arten Vergleiche anstellen: Man kann bspw. Vergleichspunkte wählen und in jedem Kapitel die Vergleichsorte zueinander in Beziehung setzen, was die Unmittelbarkeit des Vergleichs ermöglicht, aber auch die Gefahr in sich birgt, Ergebnisse, die nicht unmittelbar mit dem Verglichenen zu tun haben, unter den Tisch fallen zu lassen. Maurer wählt einen anderen Weg: Sie arbeitet die untersuchten Universitäten anhand der von ihr gewählten Vergleichspunkte ab und zieht ihre Schlussfolgerungen erst im Nachhinein am Ende jedes Kapitels. Das ist der Grund, warum das Buch so umfangreich wurde. Maurer ist sich dessen bewusst, und so gibt sie im Vorwort des ersten Bandes dem Leser eine Gebrauchsanleitung mit: „Für den, der [...] keine Zeit hat, sind einige Abkürzungsmöglichkeiten eingebaut. [...] Wer sich [...] für *alle* Aspekte interessiert, findet am Ende jedes Abschnittes der Teile III und IV eine interpretierende oder perspektivierende Zusammenfassung. Wenn er dort beginnt, kann er also die Früchte der Arbeit genießen, ohne an Aussaat (Zusammenstellung der Informationen), Kultivierung (Verknüpfung der Informationen) und Einbringung der Ernte (Erkenntnisschritte) teilzunehmen – und, falls er es dann doch genauer wissen will, gezielt zurückzublättern“ (S. XII).

Ausgangspunkt ist die Frage nach den Verhaltensweisen der Universitätsmitglieder. Maurer untersucht Universitätsgeschichte also nicht als Institutionen- und nicht als Wissenschafts-, sondern als „Gesellschaftsgeschichte“, also als Handeln innerhalb gesellschaftlicher Gruppen. Sie betrachtet die Studierenden und Lehrenden als Teil der Gesamtgesellschaft. Wie beteiligten sich Mitglieder der Universität an der unmittelbaren und – in der sogenannten „Heimatfront“ – an der mittelbaren Kriegsführung? Welche Rückwirkungen hatte das Kriegsgeschehen auf die Gruppen der Professoren und der Studenten? Es geht also zum einen um den Blick aus der Universität auf die übrige Gesellschaft und zum anderen um die Innensicht auf die Universität, die durch den Krieg in vieler Hinsicht verändert wurde.

Das Buch gliedert sich in vier Kapitel und eine Schlussbetrachtung: Diese Kapitel sind „Universitäten im Krieg: ein vernachlässigtes Forschungsthema“, „Hauptstadt – Provinz – Grenze: Die ausgewählten Universitäten“, „Die Universitäten im Kriegseinsatz: Zur Priorität der Volksgemeinschaft“ und „Sekundäre Aufgaben: Studium und Lehre im Krieg“. Schon das zweite Kapitel über die Universitäten Berlin, Gießen und Straßburg bleibt nicht beim Ersten Weltkrieg stehen, sondern wird zu einer kleinen „allgemeinen Universitätsgeschichte“, wenn es das Verhältnis von Universität und Stadt thematisiert, die Zusammensetzung der Studierenden, die Heterogenität der Lehrkörper, die Strukturen der akademischen Selbstverwaltung mit Fakultäten und Seminaren und der staatlichen Verwaltung mit Kuratoren und Ministerialverwaltung. Auch das Selbstverständnis der Universitätsmitglieder, das eine große Rolle hinsichtlich der Proklamation einer Volksgemeinschaft spielt, wird von ihr kritisch untersucht. Es gibt also in allen Kapiteln eine Fülle an Informationen über Aspekte, die über den Weltkrieg hinaus universitätsgeschichtlich bedeutsam sind, sodass das Buch schon deswegen seinen Weg in die einschlägigen Bibliotheken finden wird.

Trude Maurer beschränkt sich aber keineswegs auf die drei Vergleichsuniversitäten. Das umfangreiche Literaturverzeichnis zeigt die enorme Belesenheit der Autorin. Die Ausführungen zu Studentinnen im Vaterländischen Hilfsdienst in der Etappe etwa basieren weitgehend auf den Lebenserinnerungen von Klara Marie Faßbinder, einer Absolventin der Universität Bonn (S. 519–

523). Ein Blick in das „Geographische Register“ zeigt, wie häufig die Universitäten Bonn, Freiburg, Göttingen, Halle, Heidelberg, Jena, Königsberg, Leipzig, Marburg und München genannt werden.

Nicht minder vielfältig sind die Einzelergebnisse – von der Kriegsbegeisterung am Anfang bis zum Gefallenengedenken am Ende. Die Universität war keine rein der Wissenschaft verpflichtete abgeschottete Sphäre, sondern durch einjährig-freiwilligen Wehrdienst und Reserveoffizier-Laufbahn (die auch viele Professoren eingeschlagen hatten) dem Militär vielfach verbunden. Trotzdem bleibt bei allem nationalen Pathos der Leitgedanke der Internationalität von Wissenschaft erkennbar. Die Idee der konfessions- und klassenübergreifenden „Volksgemeinschaft“ war bei Professoren und Studenten durchaus populär, was aber keineswegs dazu führte, dass sie ihren elitären Anspruch als geistige Führer dieser Gemeinschaft aufgaben.

Thomas Becker

Bonn

VSWG 104, 2017/2, 321–322

Paul Nolte (Hg.)

Die Vergnügungskultur der Großstadt. Orte – Inszenierungen – Netzwerke (1880–1930)

(Städteforschung, Reihe A: Darstellungen 93). Böhlau, Köln/Weimar/Wien 2016, 180 S., 35,00 €.

Mit der ökonomischen Entwicklung, oft zu reduktionistisch mit Industrialisierung gleichgesetzt, und der damit verbundenen Urbanisierung entstanden in den rasch wachsenden Städten auch neue urbane Lebensformen und Verhaltensweisen. Nachdem man sich lange mit wirtschaftsgeschichtlichen Fragen, soziostrukturellen Entwicklungen und Formen der Bewältigung der Verstädterung durch Selbsthilfe und schließlich dem Ausbau öffentlicher Daseinsfürsorge sowie mit den Wahrnehmungen des Verstädterungsprozesses beschäftigt hat, werden kulturgeschichtliche Fragestellungen zum Freizeitverhalten seit einigen Jahren verstärkt in den Blick der Stadtforschung genommen.

Einem besonderen Aspekt populärer Freizeitkultur widmete sich eine Tagung in Münster (2010), deren Beiträge hier veröffentlicht sind: der Vergnügungskultur, die primär der Unterhaltung, der Belustigung und eben dem Vergnügen des Publikums diene. Diese sich im ausgehenden 19. Jh. entwickelnde Kultur wird für die Zeit bis zu den ökonomischen und politischen Zäsuren um 1930 als zentrales Element der modernen großstädtischen Lebensform, auch transnational, analysiert.

Ohne auf einzelne Beiträge näher einzugehen, sei festgehalten, dass die durchweg interessanten Studien einige wichtige Erkenntnisse bieten. Trotz Konzentration auf Berlin und zudem eher auf Metropolen denn auf Großstädten insgesamt wird eine kulturelle Globalisierung und Internationalisierung mit einer Tendenz zur Homogenisierung festgestellt. In der Vergnügungskultur verbreiteten sich kulturelle Inhalte, Formen und Praktiken durch Gastspiele, reisende Künstler und transnationale Moden – beispielsweise beim europaweit gespielten Theater und bei der Internatio-